

(Nachdruck verboten.)

80]

## Madame d'Ora.

Roman von Johannes B. Jensen.

„Edmund, entsinnst Du Dich wohl noch des Kleinen Kindes, das mitten auf dem Rasenplatz in einem Park saß, an einem Tag im Frühling, als wir zusammen ausfuhren?“

Sie senkte die Stimme ganz.

„Das war am Morgen nach der Nacht, als Du mich auf dem Treppenslur sitzen fandest.“

Hall schwieg, er konnte sich des Kindes nicht entsinnen. Und er sah den elenden Blick nicht, mit dem Leontine um sein Erbarmen flehte, oder er verstand ihn nicht. Da lehnte sie sich still in den Stuhl zurück und schloß die Augen und den Mund.

13.

Die Mitglieder des Kreises hatten sich eingefunden. Man war im Begriff, die Fenster zu verdunkeln, als an die Tür geklopft wurde. Hall ging hin und fragte, wer es sei, ein Mann draußen sprach einige Worte.

„Das ist Ralph!“ rief Madame d'Ora aus. „Das ist Herr Lee. Darf er nicht hereinkommen?“

Hall durchschnitt mit einem Taschenmesser den Papierstreifen, der über die Türzarge geklebt war und öffnete. Als Herr Lee hereingekommen war, wurde die Tür wieder zugemacht. Madame d'Ora stellte Lee vor. Er grüßte, indem er sich nach der Mitte des Laboratoriums zu verneigte, weder unerzogen, noch gewandt. Er war ein langbeiniger, junger Mann mit einem ein wenig vorgestreckten, klugen Kopf, seine Gesichtsfarbe war hell und frisch, seine Augen lagen tief und waren groß, der ganze blaue Ring in ihnen war sichtbar. Er war auf das sorgfältigste gekleidet, in dem dunndreißten Stil des Tages, mit einem Kragen, der bis an die Ohren hinanging und enorm vorspringenden Säuhsohlen — es sah aus, als sögen sich seine Füße fest. Sein Anzug war funkel-nagelneu und die Beinkleider scharf gepreßt, wie um die Luft besser zu schneiden, und auch sonst bemerkte man an seiner Kleidung alle diese kleinen, ungeheuer wichtigen Details, die eine Woche lang so wunderbar sind, um dann ganz unmöglich zu werden. Er glich dem Sohn eines Millionärs, dem Erben eines Kohlenlagers oder einem jungen Amateurradler. Als er ein paar formlose Worte mit Edmund Hall gewechselt hatte, nicht mehr als nötig war, richtete er unverzüglich seine blauen, ernsthaften Augen auf Madame d'Ora, ohne sie wieder abzuwenden.

„Geht es Ihnen gut?“ fragte er. Seine Stimme war laut und ein wenig schleppend, er dämpfte sie nicht.

„Ja, — sehen Sie, jetzt wird es dunkel, Ralph.“

Er sah ruhig nach den Fenstern hin, die bis auf eins geblendet waren, und ließ dann den Blick durch das Laboratorium schweifen, als wollte er sich merken, wo alle standen, bis es ganz dunkel wurde.

„Sie haben geweint,“ sagte er.

„Ja, Ralph.“

Einen Augenblick später war die Dunkelheit vollkommen, und fast gleichzeitig zündete Hall das verborgene Licht an. Sie befanden sich in der roten Brotte.

Nachdem der Kreis seine Plätze eingenommen hatte, — Herr Lee erhielt einen Stuhl neben Madame d'Ora — verlas Hall wie gewöhnlich das Programm der Sitzung. Es war diesmal weiter nichts Ungewöhnliches zu erwarten, als das Eld, ihrem Versprechen von der letzten Sitzung zufolge, einen Versuch machen wollte, dem Kreis das fehlende Glied zwischen Affen und Menschen, das sogenannte *missing link*, zu zeigen. Dies geschah auf Anregung von Hall selber. Im übrigen wollte man die Erscheinungen nehmen, wie sie kamen. Hall machte darauf aufmerksam, daß er eine Veränderung mit der Umfriedigung vorgekommen hatte, so daß diese nun anders wirken würde als bisher, falls sie überschritten werden sollte. Dann nahm er Mirjam bei der Hand und führte sie in das Kabinett. Fräulein Karekin sah heute wohler und lebhafter aus als sonst, nur lag etwas sonderbar Halbverschlossenes, Teilnahmloses in ihrem Blick.

Als sie hineinging, sah man, daß ihr Haar in Flechten um ihren Hinterkopf gelegt war.

Nun begann die Unterhaltung: die corpulente Dame setzte sich an das Harmonium und spielte. Das Geschwätz nahm ungestört seinen Fortgang unter den Mitgliedern des Kreises.

„Warum haben Sie geweint?“ fragte Lee Madame d'Ora. „Ihr neues weißes Haar sieht so gut aus hier in diesem Kirchenlicht . . .“

„Ich werde reisen,“ sagte Leontine leise. „Ralph, ich reise noch heute abend.“

Er schwieg baumstill.

„Es ist wahr, Sie werden mich nie wiedersehen . . . Ich meine, ich werde Sie nie wiedersehen, Ralph Winnifred Lee.“ Er murrte. Madame d'Ora lachte ein wenig über ihn.

„Sie glauben es noch nicht. Gut.“

Er fing an, sich unruhig zu bewegen, er unterdrückte einen tiefen Seufzer.

„Wohin?“

„Nach Hause.“

„Ah, nicht weiter!“ sagte er und lachte erleichtert. „Dahin, wo Sie zu Hause sind, befördert der Portier auch meinen Koffer. Gehen Sie nach Europa?“

„Still, Ralph! Jetzt müssen Sie acht geben. Fühlen Sie nicht eine sonderbare Veränderung in der Luft?“

Lee streckte den Hals in seinen krachenden Kragen, öffnete die Augen und schloß sie wieder.

„Ich merke nichts.“

„Ich übrigens auch nicht. Sol! Sehen Sie!“

Die Portieren vor dem Kabinett bewegten sich. Aber zu aller Verwunderung war es Mirjam selber, die erschien und sich mit einem Blick auf Edmund Hall vor das Kabinett stellte. Er ging hin und sprach ein paar Worte mit ihr, worauf sie wieder zwischen den Draperien verschwand. Hall kehrte an seinen Tisch zurück und erklärte, Mirjam habe gesagt, es sei ihr unmöglich, in Trance zu fallen. Die Luftverhältnisse wären wohl nicht günstig. Hall notierte den Barometerstand und beobachtete verschiedene andere Instrumente. Vielleicht wirke auch die Anwesenheit eines ganz neuen Mitgliedes störend.

„Das bedauere ich sehr,“ sagte Herr Lee laut. „Wenn meine Anwesenheit einen störenden Einfluß haben sollte, so bin ich gern bereit, mich zurückzuziehen.“

Hall beruhigte ihn. „Es sei vorgeesehen, daß ein einzelnes Glied des Kreises eine Verbindung zwischen diesem und dem Medium unterbrechen könne. Aber es seien ja erst einige Minuten vergangen. Wahrscheinlich würde die Anwesenheit eines ganz neuen Mitgliedes nur bewirken, daß es ein wenig länger warte, bis der Strom zwischen dem Kreise und dem Medium geschlossen sei. Lee blieb unruhig sitzen. Madame d'Ora war in einer Unterhaltung mit Frau Mac Carthy be-griffen.

Aber es schien heute lange zu währen. Aus dem Kabinett ertönte kein Laut, und kein kalter Lufthauch verkündete, daß etwas vor sich ging. Die starke Dame spielte und sang ein geistliches Lied nach dem anderen.

„Willst Du nicht etwas singen?“ fragte Hall Madame d'Ora.

Sie nickte, erfreut, daß er sie ansah. Sie suchte seine Augen zu fesseln, indem sie ihr anziehendstes Gesicht aufsetzte, sie beeilte sich, mit ihm an das Harmonium zu treten. Und solange er dort stehen blieb, fing sie nicht an zu spielen, sondern sah ihm zugewandt da und freute sich, daß er dort stehen blieb. Als er ging, beugte sie sich stumm und verlassen über die Tasten. Nachdem sie allerlei Bruchstücke zu spielen versucht hatte, ging sie in eine einfache Melodie über und sang ganz, ganz gedämpft:

Im Drange meiner vollen Brust  
Ein süßes Aengstgen lebt,  
Das ist mein eigenes, stummes Kind,  
Das unter dem Busen weht.

Wenn ich erröte, ist es das Blut  
Der Kindheit tief in mir?  
Mein Herz erschrickt mit jedem Mal  
Bei einem Laut von dir.

Ich weine im Schlaf, ich seufze und lach  
Mit ihm, das still gedeiht,  
Ich träume mit dir und säume dir  
Das grüne Erdenkleid.

Wir träumen von des Meeres Flut  
Und von des Himmels Blau,  
Von Wiesen und von Baldegrün  
Und Rosen auf der Aul

Mit doppelter Lust, mit doppeltem Leid  
In der bangen, schwangren Nacht,  
Fühl doppelt ich das Leben nun  
Und was mich einsam macht.

Ach, all, was mit mir fiel und starb!  
Wird dir zum neuen Sein,  
Der jungen Sterne gartes Licht,  
Des Mondes Silberschein!

Will sterben, will es lächelnd tun  
Und schwinden ganz für Dich,  
Dich mach ich frei, doch dafür auch  
Verschlingt die Erde mich!

Ich schenk' das schöne Leben dir,  
Läß mich nun gehn zur Ruh  
Du bist mein Kind, das alles erbt  
Und nichts dafür gibst du!

Sie blieb am Harmonium sitzen, ohne aufzusehen, ohne sich zu rühren. Einige vereinzelte Versuche, Beifall zu klatschen, erstarben. Es entstand eine lange Pause. Als Madame d'Ora nichts anderes zu spielen begann, kam Hall und führte sie wieder an ihren Platz. Sie fühlte, daß er nicht einmal danach hingehört hatte, was sie sang.

Herr Lee sah sie forschend an. Aber es war, als kreuzte er seinen eigenen Gedankengang, als er sprach:

„Ich vermute, das hier ist eine Art Variété. Ihr Gesang hat mir gefallen. Soll ich nicht auch etwas vortragen?“

„Nein, Ralph!“

„Ich möchte heute morgen ein Gedicht. Es war an Sie. Gut, dann sollen Sie es nachher hören. Es war nur über New York, das in der Morgenstunde hoch aufragt und nach der See hinausmurmelt. Amerika, das sich sehnt . . . ich habe heute morgen so an Sie gedacht. Und dann bekam ich das Telegramm.“

„Liebster Ralph, schweigen Sie jetzt still! Lassen Sie mich in Ruhe! Stecke ich Sie jetzt auch noch mit meinem Gähnen an? Ich bin so müde. Ralph, wie gern ich Sie habel! Aber ich bin ja alt und krank. So! — Können Sie merken, daß ich getrunken habe?“

Er nickte schen und schwieg.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Len'.

Novellette von Richard H. Schröder.

Die Len' ist fünfzehn Jahr gewesen. Die Len' hat blaue Augen und blondes Haar. Wenn die Sonne auf die Höhe der Len' scheint, glänzen sie wie Gold. Aber nicht wie gewöhnliches gelbes Gold, aus dem die Fingerringe und Geldstücke gemacht werden, sondern wie das Gold, in dem die alten Föhrenstämme erglühen, wenn die Mittagsglut über dem Walde liegt.

Alle Leute kennen die Len'. Die Nachbarn rechts und die Nachbarn links — alle grüßen sie, einer wie der andere. Die ganze Gasse steht ihr nach, wenn sie mit zierlichen Schritten, das Köpfchen ein wenig gesenkt, eidergetrippelt kommt.

Die Leute stoßen sich dann jedesmal an: „Seht Ihr die Len'? Wie 'ne Prinzessin, nicht wahr? In den Märchenbüchern gib't solche.“

Und die Waschfrauen, die immer im Keller stecken und darum stets nur die kleinen Füße der Len' sehen können, tuscheln: „Sie hat grüne Schuhe an, wie 'ne Dame. So 'n Ding schon grüne Schuhe! Ach Gott ja. Ob die Len' wohl waschen kann?“

Wiel besser als alle Nachbarn rechts und links und als die Waschfrauen im Keller kennt Hans Heinrich die Len'. Das macht, er ist ihr nächster Nachbar. Die väterlichen Häuser stoßen aneinander, und die Gärten dahinter trennt nur ein ganz niedriger Zaun.

Hans Heinrich ist nur ein Jahr älter wie die Len' und ihr Freund. Er sieht weder eine Märchenprinzessin in ihr, noch fragt er, ob sie waschen kann. Ihre Freundschaft stammt vom Sandhaufen

her, und der niedrige Zaun hat sie begünstigt. Sie sind Tag für Tag darüber gestiegen: einmal die Len' — das anderemal Hans Heinrich, immer abwechselnd.

Heute ist Hans Heinrich über den Zaun gestiegen, trotzdem eigentlich die Len' an der Reihe war. Aber die Len' ist krank gewesen, drei volle Wochen krank, und da wollte er ihr es nicht zumuten.

Len's Kranksein war von den Nachbarn rechts und von den Nachbarn links allgemein bedauert worden. Sie hatten sich verwundert angesehen und die Köpfe geschüttelt: „Die Len' krank? Sie war doch sonst immer gesund. Na ja, die Jahre! Und die Lust jetzt! Wenn's so nach Weilschen riecht — da ist sie gefährlich!“ So slog's durch die Gasse — herüber und hinüber, bis es sogar die Spagen auf den Dächern wußten.

Die Waschfrauen im Keller lächelten sich verständnisvoll an, als sie die kleinen Füße der Len' nicht mehr sahen. „Das sind die grünen Schuhe“, sagten sie. „Die sind so leichte. Schwarze sind besser.“

Am meisten betroffen von Len's Krankheit war natürlich Hans Heinrich. Die ersten Tage ging er wie ein Kräummender umher, dann begann er sich Gedanken zu machen. Was die Leute meinten und die Waschfrauen, glaubte er nicht. Das mit der Lust, die nach Weilschen riecht, war ihm unklar, und das von den grünen Schuhen leuchtete ihm auch nicht ein.

Nach der ersten Woche fragte er sein Orakel. Das Orakel hieß Friße Beder und war ein Primaner, von dem die Sektaner sagten, daß er alles wußte. Die Badfische schwärmten für ihn, weil er mit achtzehn Jahren schon einen ganz ordentlichen Schnurrbart hatte.

Er wollte Medizin studieren. Schon jetzt stand in dem verschwiegensten Winkel seiner Bude ein blanker Totenschädel, und jeden Morgen wusch sich Friße Beder in Lysol.

Auf Hans Heinrichs sorgenvolle Frage hatte er zunächst nur ein mitleidiges Lächeln. Erst als Hans Heinrich ganz energisch ihn bestärkte, ließ er sich zu einigen Worten herbei. „Kleiner“, sagte er, „die Leute quatschen. Sie stehen alle auf einem sehr niedrigen geistigen Niveau. Die Len' — die Len', hm — das arme liebe Ding — doch das versteht Du nicht, Kleiner.“ Danach wollte er sich tollachen.

Hans Heinrich merkte, daß Friße Beder dunkel war wie alle Orakel. Das peinigte ihn umsomehr, als sich zu der Ungewißheit noch ein seltsames Gefühl gesellte, das er vorher nie gekannt, und für das er keinen Namen fand.

Das namenlose Gefühl ließ ihn oft stundenlang zu dem Fenster hinausstarren, hinter dem er die Len' wußte. Das namenlose Gefühl ließ ihn in den Wald laufen und Weilschen und Anemonen pflücken. Aber nach Hause brachte er die Blumen nie. Er warf sie schon immer vorher in einen kleinen Bach und sah melancholisch zu, wie die Wellen sie entführten. Dabei murmelte er unverständliche Worte, die die Wellen ebenso begierig verschluckten wie die Weilschen und Anemonen.

Im Laufe der zweiten Woche versuchte er sich ernstlich über das namenlose Gefühl klar zu werden. Es gelang ihm aber nicht. Ueber zwei Gegenstände kann er mit dem besten Willen nicht hinweg. Er sagte sich: „Friße Beder ist mein Freund. Aber wenn er von mir verlangte, ich sollte auf das Kirchturmdach steigen und die Wetterfahne herunterholen, so würde ich ihm kalt-lächelnd sagen: „Friße Beder, du bist verrückt.“ Die Len' ist meine Freundin. Doch wenn sie zu mir sagte: „Hans Heinrich, klettere dort auf das hohe Schieferdach und stehe dort oben auf dem Kopfe, ich würde es tun.“ — Bei all diesen Grübeleien wurde ihm nur eins klar: es gab auch in der Freundschaft ein masculinum und ein femininum.

Am Ende der dritten Woche erfuhr er, daß die Len' wieder gesund sei. Bei dieser Nachricht war er wie besessen in den Wald gelaufen, um die letzten Anemonen und ersten Maiglöckchen zu holen. Als er dann über den Zaun stieg, fand er, daß das namenlose Gefühl verschwunden war und einer tollen Freude Platz gemacht hatte.

Hans Heinrichs letzte Anemonen und erste Maiglöckchen liegen auf dem steinernen Tische unter dem blühenden Flieder. Die Len' steckt manchmal ihr Köpfchen in die Blumen und das macht Hans Heinrich Freude.

Er sitzt ihr gegenüber und starrt sie fortwährend an. Die Len' hat ein Buch vor sich, in dem sie eifrig blättert. Hans Heinrich findet die Len' verändert in den drei Wochen. Aber krank sieht sie durchaus nicht aus. Im Gegenteil. Sie ist voller und runder wie früher. Alles Eckige, Knochige ist verschwunden. Sie blüht förmlich. Ihre Augen, die sonst immer einsfältig lachten, haben jetzt einen weichen, warmen Glanz, als ob sich etwas Herrliches darin wieder-spiegelte.

Die Len' ist nicht ganz bei ihrem Buche. Sehr oft gehen ihre Augen von den schwarzen Buchstaben hinweg in die Ferne. Dort steht dann jedesmal das vor ihr, was sie drei Wochen lang von der blühenden Welt da draußen getrennt.

Sie hört den Frühlingswind an das verhangene Fenster klopfen: „Len', ich bin da. Komm doch.“ Und sie hört die Mutter: „Len', ein bißchen Geduld, nur ein bißchen. Ich bin doch bei Dir, Kind. Siehst Du, Liebling, das ist ein Stülchen von unserer Dornen-

krone. Aber auf unserer Stirn darf man nichts davon sehen, Kind."

Dann tritt der Vater ins Zimmer. Er polkert ein wenig und steckt sich, während er spricht, eine Zigarre an: „Nun, Frauenzimmerchen? Wie stehen die Aktien? Mach' nur flink, daß Du wieder gesund wirst! Was wünscht sich das Fräulein Tochter? Samt oder Seide? Etwas Buntes für ihre Augen und für die Augen der . . . der Hahaha!“

Und das Schönste. Das Allerhöchste. Wenn der Frühlingswind schlafen gegangen und die Stimmen der Eltern nur ganz gedämpft aus dem Nebenzimmer herüberklangen. Dann kam. Ja was nur? Meistens sah es aus wie Engel. Schmale blasse Gesichter und lange weiße Gewänder. Sie standen um das Bett herum und sangen mit feinen Stimmen. Manchmal aber lag auch ein fröhliches Rot auf den blassen Gesichtern. Dann nahmen die feierlichen Gewänder lede Farben an, unter denen sich jugendkräftige Glieder strafften. Die Stimmen klangen nicht mehr fein und fern, sondern ganz nahe und wie Meeresrauschen. Das machte die Len' jedesmal zusammenschauern. Aber es war nicht Furcht. Es war wie niegekante Freude, wie heimliche Lust, die durch ihre Glieder ging.

Hans Heinrich wundert sich über die Len'. Sie sieht immer so weit weg und sagt gar nichts. Früher war das ganz anders. Da ging ihr Mund nur so. Aber feiner auch. Doch heute hat er eine Art Scheu vor ihr. Es kommt ihm fast vor, als wäre es gar nicht mehr die alte Len', sondern eine andere, fremde.

Nach einer Weile fast er sich ein Herz. Er ist doch schließlich nicht über den Baum gestiegen, um der Len' nur gegenüber zu sitzen.

„Len',“ sagt er laut. „Len' —.“

„Was, Hans Heinrich?“ fragt sie ihn ansehend. Ihre Augen machen ihn eigenmächtig bestommen. Die tolle Freude schwindet und das namenlose Gefühl kommt wieder. Er möchte aufspringen, zu ihr hinstrahlen und irgend was sagen, so was ganz Wertwogenes, etwas, was er noch nie gesagt. Aber er findet nicht die Worte. Ja, wenn's noch die alte Len' wäre.

„Len',“ preßt er mühsam hervor. „Len' — Du — Du — es hat uns allen sehr leid getan, daß Du so krank warst — mir — mir auch.“

„Das ist hübsch von Dir“, lächelt sie. Dann beugt sie sich über das Buch.

Hans Heinrich blüht ärgerlich zu Boden. Warum nur heute die Worte so schwer kommen, denkt er. In den drei Wochen ohne sie hat er sich so viel zurechtgelegt, was er sagen gewollt, und nun bleibt alles in der Kehle stecken. Früher ging das alles so leicht. Wie oft hatte er nicht schon gesagt: „Len', Du bist frech“, oder „Len', ich geb' Dir eine Ohrfeige“, oder „Len', dummer Frag“. Ob er das jetzt auch mal sagte? Nein — lieber was anderes. Was — was ganz anderes — ganz Leises — ja was nur?

Hans Heinrich nimmt einen Stein vom Boden und wirft nach einer Ansel, die über ihm auf einem Baume sitzt und stötet.

Die Len' sieht vorwurfsvoll auf. Er merkt es und erschrickt ein wenig.

„Die gehen doch bloß in die Erdbeeren“, sagt er entschuldigend. Die Len' liest schon wieder. Hans Heinrich wühlt in den Taschen und bringt eine Zigarette zum Vorschein. Das ist das Nichtigste, denkt er. Das hat der Len' früher immer imponiert. „Wie ein Student“, hat sie immer dazu gesagt.

Er zündet sich die Zigarette an und bläst den Rauch led über den Tisch der Len' entgegen. Ob sie wohl wieder hustet wie früher? Er hat ihr dann immer auf den Rücken geschlagen und gesagt: „Na, stich nur nicht, Len'. Du kannst auch gar nichts übertragen.“

(Schluß folgt.)

### Kleines feuilleton.

Ueber die Denkmäler auf der Potsdamer Brücke in Berlin ist schon so viel geschrieben worden, daß man meint, es ließe sich kaum noch etwas Bemerkenswerthes darüber sagen. Man ist ja in Berlin in Denkmalsfragen so sehr abgebrüht, daß es kaum wundernehmen kann, wenn die vielen Millionen Augen all die Mängel kaum noch sehen, um so weniger, als sich ein halbwegs anständiger Mensch in Berlin überhaupt keine Denkmäler mehr ansieht. Da mich aber mein Weg spät abends, wenn ich noch am ehesten ein paar Augenblicke Zeit hatte, oft über die Potsdamer Brücke führte, so kam ich fast wider Willen in die Verlegenheit, mir die Denkmäler der großen Gelehrten etwas näher zu bejehen. Was den Denkmälern die größte Antipathie eingetragen hat, nämlich die Position der vier Männer, ist vielleicht noch am ehesten zu entschuldigen. Die Darstellung der Personen auf Lehnstühlen sollte offenbar an die sitzende Lebensweise der meisten Gelehrten erinnern. Da doch nun aber der Mensch etwa 8 Stunden täglich, also ein Drittel seiner gesamten Lebenszeit, im Bette zubringt, so könnte ein sinniger Künstler nach demselben Prinzip auch auf die glänzende Idee kommen, jemanden in dieser seiner Hauptbeschäftigung darzustellen. Zu welchen Konsequenzen das bei den oft schlechten Wohn-

verhältnissen und Schlafgelegenheiten führen könnte, ist gar nicht abzusehen.

Doch sehen wir einmal von den künstlerischen Mängeln ab. Wir können das auch hier um so leichter, als wir ja zu solcher Verzichtleistung bei jeder Denkmalsenthüllung in Berlin einfach gezwungen sind. Wir müssen dann vor allen anderen Dingen die historische Wahrheit des Bildwerkes verlangen. Jedoch auch in diesem Punkte ist es bei den Denkmälern sehr übel bestellt. Wenn ein Künstler das Bildwerk eines bedeutenden Mannes darstellt, so müßte man vermuten, daß er das nur tun kann, nachdem er sich innig mit dem Charakter dieses Mannes vertraut gemacht hat, um ihn der Nachwelt in seinen marlanten und historisch bedeutungsvollen Zügen zu hinterlassen. Wir können da etwa an den Klingerschen Beethoven denken, der uns den gewaltigen Genius in idealisierter Form dennoch in aller Treue überliefert hat. Dem nachzukommen, war besonders bei dem Denkmal von Siemens nicht schwer, da dieser selbstgeschriebene Lebenserinnerungen hinterlassen hat, aus denen man sich in Verbindung mit manchen anderen leicht zu Gebote stehenden Nachrichten ein ganz gutes Bild dieses Mannes zu machen imstande ist. Nun schreibt Siemens, daß er sich immer mehr als Gelehrter gefühlt habe denn als Kaufmann und Praktiker. Seine Freunde, Zeitgenossen und Mitarbeiter bestätigten diese Selbstkennzeichnung. Daraufhin stellt der ausführende Bildhauer des Denkmals den Gelehrten im — Werkstattarbeitsmittel dar! — Bei Röntgen wird man erstaunt sein über das merkwürdige Ding, das er in seiner Rechten hält und sinnend beschaut. Der Fachmann wird nach langem Ueberlegen schließlich zu der Einsicht kommen, daß er es mit einer allerdings sonderbar geformten Kathodensstrahlentröhre zu tun hat. Nach dieser Erkenntnis wirkt diese eigenartige Sorte von Allegorie nur noch um so komischer. — Wendet man sich zu Gauß' Denkmal, so sieht man, daß ein Telegraph erhalten muß, um dem Denkmal das ganz überflüssige allegorische Beiwerk zu geben. Wäre es nicht viel besser gewesen, man hätte die dort besonders geschmacklose Verfinstlichung weggelassen und einfach an den Sockel geschrieben: „Carl Friedrich Gauß, Erfinder des elektromagnetischen Telegraphen“? Zudem hätte man dann zugleich noch dem viel größeren Mathematiker Gauß gerecht werden können. Der ausführende Bildhauer hat sich überdies hier auch die gute Gelegenheit nicht entgehen lassen, sich noch einen besonderen Scherz zu leisten. Wenn einmal zu Hause die elektrische Klingel entzwei war, so haben die meisten von uns sich schon mit Erfolg an deren Reparatur herangemacht. Gewöhnlich war dann das Element schlecht und wir haben es „neu angejeh“. Das machte dann zwar ein bißchen Schweinerei, aber es „ging“ doch nachher dafür auch wieder. Wir wußten dann, daß wir einen der beiden Leitungsdrähte an die Kohle, den anderen an das Zink zu legen hatten. Nicht so der Bildhauer des Gauß-Denkmal's. Und so telegraphiert denn Gauß jahraus jahrein schon mit den beiden Drähten an der Kohle, wohingegen das Zinkende frei in den schönen Weltraum hinausragt. Offenbar allein zu meinem Gaudium! Denn ich habe schon die ganzen Jahre vergeblich gewartet, ob's niemand merkt. — So verdiente Beachtung finden bei uns Denkmäler!

Nun noch zu Helmholtz' Denkmal. Dieser Helmholtz stützt sich mit seinem rechten Arm. Es ist sein ungewisshafes Recht, sich mit seinem rechten Arm zu stützen, noch dazu auf eigene Lebenswerke. Und gar auf solche Lebenswerke! Man hätte aber dabei nicht notwendigerweise in Konflikt zu kommen brauchen mit der Tatsache, daß seine epochemachende und ganz außerordentlich bedeutende Arbeit „Ueber die Erhaltung der Kraft“ im Original nur 71 kleine Oktavdruckseiten umfaßt, also eine kleine Broschüre darstellt, während man ihm am Denkmal unter diesem Titel einen Wälzer vom Volumen einer aus dem 11. Jahrhundert stammenden geschriebenen Altarbibel unterjchob. Man hätte schließlich im Druck noch bidere Lebenswerke von ihm gefunden — noch ist der erwähnte Mangel nicht so schlimm. — Man hat sogar auf solche noch zurückgegriffen. So trägt z. B. eins der dort liegenden den vielberühmten Titel „Physiologische Optik“. Immer stand der Titel nicht dort. Vielmehr konnte der stammende Naturforscher und auch der Philologe kurz nach der Enthüllung eine „Physiologie der Optik“ liegen sehen, als von Helmholtz verfaßt. Der ausführende Bildhauer hat doch sicher die so vielgepriesene humanistische Bildung vollkommen intus gehabt — anderenfalls hätte man ihm doch wohl kaum die künstlerische und ideale Darstellung eines so bedeutenden, vielseitigen und tiefen Gelehrten wie Helmholtz übertragen können. Eine kleine Seitenfrage: Was sich der betreffende Herr dabei wohl gedacht haben mag?

Von dem rein künstlerischen habe ich bei alledem noch gar nicht geredet. Wohin könnte es auch führen! — Fl.

### Theater.

Residenz-Theater. „Haben Sie nichts zu bezwollen?“ Schwank in drei Akten von Hennequin und Weber. Der neueste Pariser Residenz-Theater-Schwank unterstellt bei seinem Publikum eine, sagen wir in höflicher Umschreibung: Ungeuerlichkeit, die das für dieses Genre sonst erforderliche Durchschnitismaß der Abhärtung noch um einige Grade übersteigt. Das junge Eheglück des Herrn de Trivelin hat in der ersten Nacht der Hochzeitsreise eine Störung erhalten, von der es sich in Wochen nicht erholen kann. Gerade in dem Augenblick, da seine Liebesbeteuerungen sich zum höchsten Schwung erhoben, wurde die Coupétür vom Grenzbeamten aufgerissen und die rauhen

**Worte:** „Haben Sie nichts zu verzollen?“ zerschneiden jäh und grausam das Jhdh. Unauslöschlich hat sich der Schreck in Tribelins Seele eingegraben; jedesmal, wenn seine Leidenschaft die Schwingen wieder regen möchte, erlöst in seinem Geiste die verhängnisvolle Frage und reißt ihn unbarmherzig aus der Illusion. Dem drollig originellen Einfall gewannen die Szenen des ersten Aktes bei all ihrer grobschlächtigen Verhänglichkeit Situationen von schlagend komischem Effekte ab. Im zweiten Akte gab's bei der Skotte, die Herr Tribelin, um sich Mut zu machen, aufsucht, das übliche Versteck- und Ueberraschungsspiel, bereichert um den neuen, verblüffend ingenierten Possentrick, daß drei Männer auf offener Bühne Kost und Hofe wechseln; der dritte schleppte sich in humorlosen gequälten Fribolitäten hin. Das Spiel war flott und munter und unterstrich das Peinliche nicht. Vor allem Alexander in der Rolle de Tribelins hatte seinen guten Tag.

**Medizinisches.**

Der Rückgang der Lungentuberkulose. In den meisten zivilisierten Ländern hat im Laufe der letzten Jahre die Zahl der Todesfälle an Lungenschwindsucht merklich abgenommen. In Paris, Berlin, Hamburg, Kopenhagen, London und New York ist der Betrag ziemlich gleichmäßig zurückgegangen, und zwar sank er in einigen dieser Städte um die Hälfte. Eine Ausnahme bildet Norwegen. Dort ist in den Jahren 1871 bis 1900 eine erhebliche Zunahme an Todesfällen an Lungentuberkulose beobachtet worden. Auch in Irland hat eine Zunahme stattgefunden, wenn auch nicht in einem so erheblichen Maße wie in Norwegen. Der Rückgang der Krankheit in den anderen Ländern ist auf die moderne Veerbesserung der sanitären Lebensbedingungen und auf das Wachstum des Volkswohlstandes zurückgeführt worden. Nach einer Mitteilung des Journals der amerikanischen medizinischen Vereinigung hat nun Newsholme statistische Untersuchungen angestellt, und die Lebensart, die Uebersättigung, den Preis des Weizens und sonstige Nahrungsmittel, die Armut, die öffentliche Erziehung, die Absonderung der Kranken durch ihre Unterbringung in Anstalten als mögliche Ursache des Rückganges in Rechnung gezogen. Nach der Meinung Newsholmes besteht, soweit sich die Sache übersehen läßt, nur zwischen der Anstaltsversorgung der Kranken und den Todesfällen ein eindeutiger Zusammenhang. Letzterer war durch einen Vergleich der in Anstalten behandelten Fälle mit den sonst aufgetretenen Erkrankungen in einer Reihe von Städten und Ländern feststellbar, und nur dieser Faktor wies konstante, mit der Sterblichkeitsziffer gleichlautende Schwankungen auf. Demnach muß die Anstaltsbehandlung als die wichtigste Waffe im Kampfe gegen die Tuberkulose betrachtet werden. —

**Technisches.**

Schnellbeförderung von Postsäcken. Im Anschluß an das an anderer Stelle bereits skizzierte Projekt der Siemens-Schudert-Werke, zwei wichtige Postämter Berlins durch eine elektrische Tunnel-Schnellbahn zu verbinden, mag erwähnt werden, daß in Frankreich die Société des chemins de fer electropostaux erfolgreiche Versuche mit einer solchen Bahn von Paris nach Chantilly in einem Kreise von 1000 Meter Durchmesser schon vor zirka zwei Jahren angestellt hat. Die Versuche haben zu dem Resultat geführt, daß eine solche Bahn jetzt zwischen Paris und Marseille geplant wird. Die Wagen laufen ähnlich wie bei dem Berliner Projekt in einem Tunnel, der aber 3,86 Meter hoch und 2,38 Meter breit ist. Bemerkenswert ist die kolossale Geschwindigkeit von 250 Kilometer in der Stunde, mit der die Wagen, deren jeder 500 Kilogramm oder 2 Kubikmeter fassen kann, laufen sollen. Der Wagen hat ein Eigengewicht von zirka 500 Kilogramm und läuft nur auf einer unteren Schiene und wird oben an einer zweiten Schiene mittels Rollen geführt. An den Enden ist das Fahrzeug stark zugespitzt, um den im geschlossenen Tunnel bei der hohen Geschwindigkeit sehr großen Luftwiderstand leichter überwinden zu können. Die Versuchsbahn sowie die endgültige werden mittels Drehstrom betrieben, da sich dann die Geschwindigkeit selbsttätig reguliert. —

Elektrizität durch Wind. In den „Eng. News“ ist eine kleine interessante elektrische Station beschrieben, bei der die zur Erzeugung der elektrischen Energie notwendige Kraft durch eine Windmühle erzeugt wird. Die Windmühle kann einerseits eine kleine Dynamo antreiben, andererseits aber eine Wasserpumpe, die Wasser in ein höher gelegenes Reservoir pumpt. Der Betrieb geht folgendermaßen vor sich: Die Windmühle treibt die Dynamo solange an, bis eine kleine Akkumulatorenbatterie vollständig geladen ist. Die dann noch zur Verfügung stehende Kraft wird dazu benutzt, um Wasser in das Reservoir zu pumpen. Wenn nun der Windmotor nicht genügend Wind hat, um die Dynamo zu treiben, so wird durch das Wasser eine kleine halbperiphere Turbine angetrieben, die ihrerseits die Dynamo zur Akkumulatorenladung in Betrieb erhält. Die Dynamo direkt zur Speisung von Lampen zu verwenden, ist wegen der unvermeidlichen Spannungsschwankungen unmöglich. Durch diese Verbindung elektrischer und hydraulischer Akkumulierung soll ein vollkommen sicherer Betrieb erzielt werden, bei dem die Betriebskraft, der Wind, kostenlos zur Verfügung steht. —

**Humoristisches.**

— Höchste Potenz. „Meine Frau ist so eifersüchtig, daß sie glaubt, das letzte Kind, das sie geboren hat, ist gar nicht von ihr, sondern von einem Domino!“

— Unerhörte Ehrungen stehen dem Fürsten Wilow bevor! Er wird in Anlehnung an den Titel „Fürst von Demewitz“ den Titel „Fürst von Wahlwitz“ kriegen. Die Insignien der neuen Würde bestehen: 1. in einer Fürstkrone, frei nach dem Modell einer Wahlurne gearbeitet, 2. einem wunderlichen Fuchspelz mit aufgenähten Köpfen, 3. zwei Achselstücken, Mausfallen, die Bernhards Lattil symbolisieren, und 4. dem großen Optimisten-Orden. („Jugend.“)

— Politischer Karneval. „Immer wieder diese Kompromisse! Ich fürchte, daß meinen Pfarrkindern das Rotwählen noch zur Gewohnheit wird!“

— Germania und die Berliner Polizei. Peter Schlemihl singt:

Hegt Ihr nicht Achtung mehr vor meinen Kindern,  
Wenn sie in Festschminnung und Zylindern  
Den Kaiser ehren durch ein treues Lied?  
Darf man die Liebertaster so vermöbeln,  
Wie Arbeitshorden, die aus Hunger pöbeln?  
Und kennt Ihr Nothen keinen Unterschied?  
(„Simplicissimus“.)

**Notizen.**

— Holzamer-Abend. Am 16. Februar veranstaltet die Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege im Bürgersaale des Rathauses wiederum einen literarischen Vortragsabend. Diesmal wird Wilhelm Holzamer aus seinen Werken lesen. Einladungen sind zum Preise von 30 Pf. im Dürerhause, Kronenstr. 18, und bei Herrn Krügel, Fürbringerstr. 22, zu haben. Mitglieder des Fremdestreifens haben freien Zutritt.

— Mit der telegraphischen Uebertragung von Bildern sollen, wie der deutsche Professor Korn im „Matia“ mitteilt, demnächst Versuche zwischen Paris und London gemacht werden.

— Was das Pflaster erzählt. Brüssel, die belgische Hauptstadt, ist ausgezeichnet nicht bloß durch ihre stets lustige Bevölkerung, sondern auch, wie Städte des Orients, durch die große Anzahl ihrer Matmorgebäude und ihr Marmorpflaster. Die meisten Einwohner und auch die Fremden werden freilich kaum sich dessen bewußt werden. Doch ist dem so. Die stattlichen, vornehmen Gebäude Brüssels sind erbaut aus dem sogenannten „blauen Stein“, und eben dieser hat die Platten für die Bürgersteige geliefert. Dieser harte und wetterfeste Stein ist im nassen Zustande schwarz, er ist dann zu erlernen als Muschelmarmor. Mit solchen Steinen, die in anderen Gegenden mit schwerem Gelde zur Herstellung von Tischplatten bezagt werden, ist in Brüssel der Bürgersteig gepflastert. Die Platten, durch jahrzehntelanges Verstreuen glatt geschliffen, wie ein Parquetboden, zeigen nach einem Regen das seltsamste Bild. Dieser schöne Muschelmarmor entflammt erdgefährlich der Ober-Trias und zeigt eine Fülle von Versteinerungen und Abdrücken, die sich von dem dunklen Grunde weiß abheben. Da wandelt man wie auf ältestem Meerboden. Die von der Stahlsäge des Menschen mitten durchschnittenen Versteinerungen, natürlich in den aller verschiedensten Lagen, sind deutlich erkennbar. Da sind z. B. Seeigel, Fingerringe, Möhrchen sind Belemniten, muschelförmige Nautiliusarten erscheinen, daneben flache Austernschalen, Kammmuscheln, kleine und große Crinoiden strecken ihre gebogenen dünnen Finger aus nach winzigen Wesen, die nun, wie sie selbst, für immer in den harten Stein eingebettet sind. Da und dort sieht man einen ganzen Blumenstrauch von Korallen, die in einer unendlichen Vorzeit in einem Urmeere ein sozialistisches Gemeinwesen gebildet haben. Die Zeichnungen sind manchmal so schön, daß ich oft bedauert habe, diese Steinplatten, die die Geschichte einer fernen Zeit der Erdgeschichte so deutlich wiedergeben, nicht herausheben und an sicheren Platz forttragen zu können, diesen Muschelmarmor, der sonst die Tafel manches Palastes ziert, und über den hier eine häßliche Menge achlos eilt.

— In schneereichen, harten Wintern kommt das Vogelfüttern teuer. Wird die Fütterung jedoch nicht beständig während der schlimmen Tage durchgeführt, so müssen viele Vögel verhungern. Bis her standen Eier- und Vogelschutzvereine solchen Katastrophen fast ratlos gegenüber, da verhältnismäßig nur wenige und dazu bei Massenverbrauch teure Futtermittel bekannt waren. Nach vielfachen Beobachtungen besitzen wir aber in dem Straßensehrich für sie einen Nothelfer, wie er leichter und billiger nicht beschafft werden kann. In Zürich läßt seit einigen Jahren die Verwaltung des städtischen Abfuhrwesens an passenden, einsameren Stellen einige Juder Straßensehrich abladen, und eine Umgenge von Vögeln finden in diesem eigenartigen Freitisch leiblich ihre Existenz. Die Gemeinden sollten diese Neuerung beachten.